

## Immerlos

Eine Kurzgeschichte von Helen Pohl, 22.04.2020

Die Vögel zwitschern, wie jeden Frühling. Ich frage mich, warum die Vögel zwitschern, aber doch alles so still ist. Anders, denke ich. Angsteinflößend, und doch so wie immer, oder nicht? Ich öffne meinen Laptop. Er rauscht und wird immer lauter, sodass alle anderen Geräusche übertönt werden. Ich logge mich in mein Iserv-Profil ein und betrete alle elf der virtuellen Räume meiner Schulkurse. Seltsam, dass ich trotzdem seit Wochen in nur einem Raum sitze, einem echten Raum. In jedem der virtuellen Räume sind unterschiedlich viele meiner Mitschüler versammelt, aber ich weiß nicht, wer, ich weiß nur, wie viele. Sechs Online. Dazu zähle ich. Was machen die anderen gerade? Einen Einkauf im Supermarkt, eine Runde mit dem Fahrrad, ein Buch lesen? Die meisten von ihnen schlafen noch, wahrscheinlich, vermute ich. Aber trotzdem; wirklich etwas wissen kann ich nicht, nicht jetzt, nicht in dieser Zeit. Wie sollte ich auch? Ich schaue auf all die Namen und frage mich, warum die Vögel zwitschern.

Sie, das Mädchen oben in der rechten Ecke meines Bildschirms, ist auch online.

Sie schaut auf Ihren Desktop und eine Träne rollt ihre linke Wange herunter, als sie das Wort wieder einmal liest. Coronavirus. Sie hört das Lachen ihrer Nachbarn durch die dünnen Wände und fragt sich, wie weit entfernt sie wohl frühstücken, sicher nicht einen Meter und fünfzig Zentimeter. Sicher weniger. Trotzdem fühlt es sich weiter weg an. Sie lachen drückend und eine weitere Träne rollt die rechte Wange herunter. Sie zerspringt auf dem weißen Schreibtisch und breitet sich auf dem frisch beschriebenen Blatt Papier aus, lässt die Schulaufgabe verschwimmen. Sie fragt sich, warum sie lachen können und schaut aus dem offenen Fenster. Menschen laufen die Straße entlang, weniger als sonst, aber trotzdem viele. Sie alle tragen eine Schuld, wie können sie nur da rausgehen? Wie können sie nur. Ihre Wut verschwindet so schnell wie sie gekommen ist, denn sie alle wissen ja nicht - wissen nicht, dass er es nicht geschafft hat, wissen nicht, dass manche von ihnen herumlaufen und geradeausschauen, nach links gucken und nach rechts, ohne eine Maske, und dass sie selbst es nicht aushalten kann. Sie alle sehen nur ihre nächste Besorgung und hören das Zwitschern der Vögel. Sie sieht die Menschen ohne Maske und hört nur das Husten und Gelächter. Bildet sie sich etwas ein? Aber trotzdem, sie alle tragen eine Schuld. Ist es auch ihre Schuld? Sie denkt an ihre Großmutter, die ihren Ehemann verloren hat, an ihre Mutter, die ihren Vater verlor und sie denkt an ihn, ihren Großvater. Eine weitere Träne lässt die blaue Tinte verlaufen.

Ich denke nicht weiter an sie und ihren Namen, denke, wahrscheinlich schläft sie noch. Wie kann ich wissen, was sie wachhält? Ich blicke nach unten auf die Liste, dort wo der Name des Jungen steht, mit dem ich wahrscheinlich noch nie ein Wort gewechselt habe. Ob er zu ihnen gehört, den anderen fünf, die online sind?

Er schaut von seinem Bildschirm auf, nur sechs online. Einer davon ist er. Er versucht nicht hinzuhören, auf das, was im Stockwerk unter ihm geschieht, versucht nur den Vögeln zuzuhören. Aber es ist zu laut, zu schwer, zu unerträglich. Sein Atem ist schnell und er weiß nicht, was er machen soll. Die Ohren verschließen oder die Augen öffnen? Aber vielleicht kann er das ja gar nicht, beides nicht, denn wie sollte er sich je entscheiden können. Er mag sie, beide, das Problem ist ja nur, dass sie sich nicht mehr mögen. Er hört ein lautes Klirren und dann, ein paar Minuten später das Schluchzen seiner Mutter im Zimmer nebenan. Er würde sich für sie entscheiden, denn er weiß, dass sie die Scherben aufkehrt, während sein Vater die Gläser zerspringen lässt. Er hört das Klopfen seiner Schwester an ihrer Tür und er weiß, seine Mutter würde sie in den Arm nehmen aber nicht trösten können. Wie kann man jemanden trösten, wenn man doch selbst Trost braucht? Wie sollte seine kleine Schwester, die jeden Tag über den unverständlichen Matheaufgaben verzweifelt, seine Mutter trösten? Vielleicht sollte er Ihnen beistehen. Aber erst setzt er seine Kopfhörer auf, die Musik so laut, dass er gar nichts mehr hört, auch die Vögel nicht. Die sind ja sowieso viel zu friedlich.

Der Name verschwindet so schnell wie er auftauchte, wahrscheinlich werde ich nicht noch einmal daran denken. Stattdessen denke ich über sie nach, irgendwo in der Mitte der Liste mit einem langen Zweitnamen. Nur deshalb sehe ich ihren Namen, sehe kurz ihr Gesicht vor mir. Was macht sie wohl gerade?

Sie schaltet ihr Handy aus und wirft es neben sich. Sie hat genug von all den Posts von glücklichen

und lachenden Gesichtern beim Grillen, Fahrradfahren, Spazieren, im Supermarkt. Sie ist nicht wütend, dass sie lachen, aber sie wünscht, sie könnte auch einmal lachen. Im Supermarkt. Sie schaudert und sieht das Schild des Ladens vor sich, mit großen bedrohlichen Buchstaben in grellem Rot. Sie schwitzt in den Plastikhandschuhen und unter der Atemmaske, die ihre zusammengekniffenen Zähne verbirgt. Sie will nicht rausgehen, auch wenn sie muss. Es bleibt mir ja nichts anderes übrig, denkt sie sich, und blickt zu ihrem Vater im Fahrersitz, der sie mit traurigen Augen anschaut. Du musst dir keine Sorgen machen, sagt sein Gesicht, aber ich mache mir welche, sagen seine Augen. Bis gleich, denkt sie. Sie öffnet die Tür und steigt aus dem Wagen, schweift mit ängstlichen Augen umher. Es herrscht bedrohliche Stille, während sie zu laufen beginnt. Sie hört nichts, nicht einmal die Vögel - gerade ist alles anders. Jedes Mal, wenn sie jemanden ohne Maske sieht, denkt sie an seine Lunge. Jedes Mal, wenn jemand hustet, zuckt sie zusammen. Schnell weitergehen, zum nächsten Regal, wo niemand ist. Sie schweigt bei der Ansicht der leeren Regale und sie schweigt, wenn ihr jemand zu nahe tritt, sie schweigt, wenn sie sich fragt, wie lange noch. Wie lange noch hier, wie lange noch so? Ihre Augen beginnen zu tränen und ihr Mund wird trocken, während sie nach Luft schnappt unter der viel zu dicken Maske, die ihr den Atem raubt. Was wenn sie bewusstlos würde, wer würde ihr dann helfen? Wessen Hilfe würde die Gefahr seiner Infektion nur steigern? Risikopatient. Zurück im Auto schaut sie ihm in die Augen, und weiß, dass es das wert war. Er war es wert.

Vor meinen ahnungslosen Augen verschwindet ihr Gesicht und die nächsten Tage vergehen, ohne dass ich wissen kann, was sie gerade denkt. Der nächste Name, ich lese, ohne ihn wirklich wahrzunehmen, bevor er verschwindet.

Auch er ist online, schaut aber an die Decke. Neben ihm sein Computer, seit einer halben Stunde nicht angerührt, im Schlafmodus. Die ganze Welt ist im Schlafmodus, denkt er und starrt auf das helle Weiß. Er weiß genau, dass im Zimmer neben ihm seine Mutter auf das dunkle Schwarz ihrer Zimmerdecke starrt. In ihrem stickigen Zimmer mit geschlossenen Rollläden. Die Suppenschalen, die sein Vater ihr jeden Tag vorbeibringt, ausgetrocknet neben dem Bett gestapelt, angerührt und nicht weggeräumt. Sein Vater weigert sich, sie für sie wegzuräumen, er kann ja auch nichts dafür. Es ist nicht seine Schuld, dass sie immer nur schwarz sieht und an die Decke starrt, aber es ist auch nicht ihre Schuld. Trotzdem bringt er ihr jeden Tag einen neuen Suppenteller vorbei, wobei er, für sie unbemerkt, einen der ausgetrockneten verschwinden lässt. Vielleicht weiß seine Mutter deshalb nicht, welcher Tag heute ist. Vielleicht deshalb oder vielleicht, weil sie seit dem Verlust ihrer Arbeit in ein Loch gefallen ist, ohne die Orientierung an einem alltäglichen Leben. Depressionen. Er denkt über das Wort nach und wünscht sich, dass alles wieder wird, wie es immer war. Er öffnet das Fenster und hört die Vögel, wie jedes Jahr im Frühling. Wie immer.

Meine Augen schweifen weiter, sie werden nie begreifen können, was andere gerade sehen. Kling. Eine neue Nachricht aus dem Raum. Ein weiterer Name erscheint und ich frage mich, für kurze Zeit, immerhin, ob bei ihr auch die Vögel singen.

Sie schaut aus dem Fenster nach draußen auf den Balkon. Sie sieht ihre Nachbarn aus dem Haus gegenüber, die gerade auf dem Weg zum Wochenendeinkauf sind. Sechs Tage noch, denkt sie sich. Dann kann ich auch wieder nach draußen gehen. Frische Luft atmen, spazieren gehen und die Vögel zwitschern hören. Einkaufen gehen. Sechs Tage noch. Sie schaut sich in ihrem Zimmer um und blickt auf die Überreste ihrer Krankheit - ein gebrauchtes Taschentuch, eine kalte Tasse Tee und ein Fieberthermometer. Wenn sie nur wüsste, wo sie sich angesteckt hatte. Coronavirus. Vorher, da war es so weit weg gewesen. Erst in China, dann in Italien. Nie hätte sie gedacht, dass es soweit kommen würde, dass es sich in ihr festsetzen würde und dass sie für vierzehn Tage festsitzen müsste. Auch wenn es in sechs Tagen vorbei sein wird, wird sie wieder raus gehen? Nur weil sie könnte, wird sie auch? Endlich kann sie wieder tief durchatmen und lachen, würde sie das so schnell wieder aufgeben? Sie schaut auf den Computer. Sechs Online. Ob noch einer von ihnen infiziert ist? Eher unwahrscheinlich. Was sie wohl gerade machen? Sie denkt an all die anderen Menschen, die außerhalb ihres Fensters über die Straßen schlendern. Ob einige von ihnen das Virus in sich tragen, unbemerkt, so wie sie am Anfang? Ob sie auch einkaufen gehen und spazieren mit Freunden, die in den nächsten Tagen ebenso wie ihre Freundin zum Arzt gehen müssen in der Hoffnung, ein Nein zu hören, aufzuatmen. Sie selbst hatte nicht aufatmen dürfen. Jetzt wieder, aber dann nicht. Sie hofft, dass all die anderen aufatmen dürfen und schaut wieder auf den Balkon. Es scheint ihr, als gäbe es keine Vögel in der Innenstadt.

Sind das diejenigen, die online waren? Es waren sechs, mit mir. Fünf. Fünf Mitschüler, fünf Wochen schon. Fünf Wochen, und ich weiß nicht wirklich, was jeden Tag passiert. Fünf Mitschüler, von denen ich nicht weiß, was sie tun. Von denen ich nicht weiß, wie sie mit der Pandemie umgehen müssen. Sie alle denken nicht an mich und ich nicht wirklich an sie. Ist gerade das das Problem? Ich schaue auf die Liste, all die Namen, nicht fünf, sondern mehrere hundert, alle auf der Plattform meiner Schule. Was sie wohl gerade machen? Was mache ich?

Sie schauen auf ihren Computer oder nicht. Sie denken nicht alle an ihn, den Arbeitslosen, während sie selbst hinter einem Schreibtisch sitzen. Sie denken nicht an den Risikopatienten im Supermarkt oder an den Trauernden beim Frühstück, nicht an den Erkrankten, während sie aus dem Fenster schauen. Wie sollen sie auch an sie denken, wenn sie nicht wissen, ob es sie gibt, wer sie sind? Nein, sie denken an ihren Job, die Einkaufsliste und die Vögel, die so schön zwitschern – und denken sich nichts dabei. Sie beschwerten sich über leere Regale im Supermarkt und helfen, die Regale zu entleeren. Sie kaufen Atemmasken, aber im Supermarkt finden sie es unangenehm, sie aufzusetzen. In ihrem Leben hat sich nicht allzu viel verändert. Sie sind die, die sich „Schöne Corona-Ferien!“ gewünscht haben, als die Schulen für drei Wochen schließen sollten. Dann wurden es fünf, und sie fingen an, sich zu beschweren. Sie sind die, die ihre Freunde vermissen und sich nach der Ordnung ihres bisherigen Lebens sehnen, aber trotzdem, die meisten von ihnen blicken auf weiße Zimmerdecken und klare Tinte. Sie schauen die Nachrichten, aus Angst vor einer neuartigen Pandemie, aber sie ärgern sich am meisten, wenn sie erfahren, dass der Oster-Urlaub abgesagt wurde. Eigentlich, denken sie, eigentlich wäre ich jetzt am Strand. Sie vermissen das, was sie einmal glaubten, noch erleben zu werden. Sie trauern Erlebnissen nach, die sie verloren haben, und keinen Großvätern. Sie durchlaufen die Straßen, ein Wald voller Masken, und wissen nicht, wer sich dahinter verbirgt. Wie könnten sie auch? Sie sind dankbar, den Kassiererinnen und Kassierern, den Postboten und Krankenschwestern. Dankbar für den Beitrag zur Gesellschaft. Trotzdem wissen sie nicht, wie sie selbst beitragen können, dabei sind sie die Gesellschaft. Sie sind die, die wir fast alle sind. Sie sind die, die nochmal Glück gehabt haben und sich dessen nicht wirklich bewusst sind. Sie sind ich und ich bin sie. Ich gehöre zu ihnen, ich bin ein Teil der meisten der Gesellschaft. Wir hören die Vögel und denken uns nichts dabei.

Ich schaue zu dem Mädchen, nach oben in die rechte Ecke meines Bildschirms

- und frage mich, wie sie sich wohl fühlt, wie sich die anderen Fünf wohl fühlen. Aber ich weiß es nicht. Ich weiß nicht einmal, wie ich mich fühle. Ich höre nur das Zwitschern der Vögel. Wie immer. Aber – wird es jemals so werden, wie es immer war? Oder ist das unmöglich, denn morgen wird wohl nie wieder gestern sein. Es wird immer morgen sein und es wird auch immer morgen werden, egal was gestern war. Morgen steht uns allen bevor, denke ich, egal ob wir die Vögel hören wollen oder nicht – denn ein Immer gibt es nicht.